

itesFavoritesFavoritesFavoritesFavoritesFavoritesF

Wir haben früher so manchen Dreck gehört. Da sorgt GOTT IST EIN DJ von Miloš Lolić mit seiner Eurodance-Revue für breites, distanziertes Grinsen. In liebevoller Detailarbeit entwickeln die Zwischenspiele einen nostalgischen Sog. Dabei wirkt Techno plötzlich, in seiner konsequenten Ablehnung von (politischer) Bedeutsamkeit, authentischer als alle restlichen Medienmomente, die Nikola Vujović und Vladislava Djordjević wunderbar unaufgeregt präsentieren. lw



Unsachlichkeit und pauschale Urteile aus der Distanz sind in der Integrationsdebatte gang und gäbe. Wie erfrischend ist da Nicole Oders Inszenierung ARABQUEEN, die eine Innensicht der Welt schlecht integrierter Migranten bietet. Nur drei Schauspielerinnen im ständigen Rollenwechsel machen diesen Mikrokosmos plastisch vorstellbar. Zwar betont die Regisseurin das Fremdartige, bricht die bekannten Bilder aber geschickt mit Ironie. So gelingt ihr scheinbar mühelos der schwierige Balanceakt, ein Stück mit viel Komik zu inszenieren, ohne je den bitteren Ernst des Gezeigten zu verschweigen. mn

Was meinen persönlichen Favoriten bei „radikal jung“ angeht, so vertrete ich damit gewiss eine Minderheitenmeinung. Seitens der Kritiker, seitens des Publikums. Es ist – tata! – DAS FÜNFTE IMPERIUM. Jawohl, das meine ich ernst! Aber welche Gründe könnten bloß hinter dieser Wahl stehen? Bin ich eine glühende Verfechterin des Vampir-Trashes gewesen? Verfolgt mich die Frisur des Hauptdarstellers in meine Träume? Nein. Ich habe bei „radikal jung 2011“ nur DAS FÜNFTE IMPERIUM gesehen. Zeitmangel und so. Das ist die schnöde, die nackte und unmaskierte Wahrheit. Nicht mehr und nicht weniger. Eines muss ich aber sagen: Die Frisur war wirklich der Knaller. em



DORIAN GRAY ist mein Favorit, weil ich die Schauspielerleistung von Markus Meyer überwältigend fand. Nicht nur, dass seine Darbietung auf der Bühne anmutig, atemberaubend schön und für einen Dorian Gray angemessen artifiziell war. Nein, auch Basil, Henry und die anderen Leinwandfiguren waren so anders, dass ich es nicht glauben konnte, alle seien ein und dieselbe Person – geschweige denn, die Person, die auf der Bühne stand. Stimme, Statur und Ausdruck schienen zu einer anderen Person zu gehören. Dass der Abend aber derartig überzeugend war, ist auch der Regie von Bastian Kraft zu verdanken. nb

Carolyn Steinbeis' Inszenierung von Tom Holloways FATHERLAND beweist, dass weniger mehr sein kann. Ganz ohne Gebrauch modernen Schnickschnacks gelingt es ihr, eine packende und verstörende Atmosphäre zu erschaffen – und gleichzeitig auch dem Witz des Stückes Raum zu lassen. Junges, radikales Theater kann mit konventionellen Mitteln arbeiten: einem durchdachten, schlichten Bühnenbild und starken Schauspielern, die aus Textsequenzen von ein- und zweisilbigen Worten atemlose, zutiefst aufgeladene Dialogsequenzen erschaffen. bw



Platz ist in der kleinsten Hütte

Robert Borgmann erfindet Arnolt Bronnen neu

„Nur tot lass ich meinen Sohn aus den Händen. Ohne Blut, ohne Knochen, mit verspritztem Hirn.“ Arnolt Bronnens Drama *VATERMORD* ist voll von solchen Sätzen. Eingebettet in ein Familiendrama, wird der Machtkampf zwischen Vater und Sohn vorgeführt, der in einem Überlebenskampf gipfelt. *VATERMORD*, uraufgeführt 1922, ist ein Drama seiner Zeit. Bronnen arbeitet mit einer expressionistisch gefärbten Sprache, die verknüpft und drastisch ist. Zugleich führt er, dem Naturalismus verpflichtet, ein genau charakterisiertes Kleinbürgermilieu vor. Diese Facette stellt Borgmann am Beginn seiner Inszenierung aus. Die Zuschauer sind Zeugen eines stummen Vorspiels, das in unserer Zeit spielt. Auf der Bühne befindet sich eine Plattform, die vollgestapelt ist mit Möbelstücken, die aussehen wie vom Flohmarkt. Diese hoch aufragende Wohnmöbel-Installation wird von einem blauen Sessel gekrönt. Nach dem Frühstück schält sich die Mutter aus dem rosa Morgenmantel. Der Vater macht es sich, nackt bis auf die Unterhose, gemütlich und lässt sich in den Sessel fallen. Schnaps und Zeitung gehören zum gelungenen Vormittag. Der Sohn kommt mit dem Leben nicht klar und zieht sich in einen Schrank zurück. Unterdessen hantiert die pubertierende Tochter mit einem Schwangerschaftstest. Zum Mittagessen zwängen sich alle auf die Eckbank. Aus dem Küchenradio dröhnt Thüringer Lokalradiogedudel, das nur beim Gebet abgedreht wird. Bronnens Figuren sind redselig. Borgmanns Figuren sind maulfaul. Beide zeigen, wie Familienmitglieder in einer kleinen Wohnung dumpf aufeinander hocken und doch aneinander vorbei leben.

Nach fast einer halben Stunde werden die Zuschauer aufgefordert, sich zur Hinterbühne des Theaters zu begeben. Hier ist alles wie zuvor, und doch radikal anders. Die Möbel-Bühne sieht von hinten genauso aus wie von vorn. Im Gegensatz zum ersten Teil sitzen die Zuschauer dicht vor der Spielfläche und werden hineingezogen in das, was eine Familie eben auch ist: Jeder kämpft gegen jeden. Unausgelebte Emotionen brechen sich Bahn



Deutsche Geschichte: Sperrmüll

Foto: R. Arnold

und führen zu brachialen Entladungen.

Für den ersten wie den zweiten Teil gilt: Borgmann inszeniert nicht Bronnens Drama, sondern verwendet dessen Handlung, um zu erkunden: Was ist Familienleben unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn?

Dabei wendet er sich den Urmythen des Theaters zu. Der Sohn schlüpft in die Rolle des Ödipus und bekommt die Füße zusammenge-näht. Diesem Schwellfuß des Maschinenzeitalters nähert sich Iokaste auf erotische Weise. Zugleich steigt die Inszenierung damit in Bronnens Dramentext ein, an dessen Beginn Mutter Luise die körperliche Nähe ihres Sohns Walter sucht.

Bronnens *VATERMORD* dient als Steinbruch und Inspirationsquelle, um davon ausgehend das Thema „Familienleben“ zu erhellen. Mithilfe von hinzuerfundene Szenen und eingefügten Fremdtexen wird die Komplexität des Dramas gesteigert. Irrwitzige Gedankensprünge führen dazu, dass ständig neue Sinnebenen eröffnet und wieder fallen gelassen werden. Sohn Walter ist nicht nur ein Ödipus, der seinen Vater tötet, sondern kurz danach ein reiner Tor, der zur *PARSIFAL*-Musik mit einem Schwert spielt, das für ihn viel zu groß ist. Später versammelt sich die Familie des Bronnen-Dramas um den deutschen Mittagstisch. Bei Sohn und Tochter handelt es sich jetzt um Ulrike Meinhof und Andreas Baader. Kurz darauf verwandelt sich Okka Hungerbühler, die eigentlich den Sohn Rolf spielt, von der Terroristin in die Denkerin Hannah Arendt, die mit Martin Heidegger zwar

kein Familienverhältnis verband, aber doch eine komplizierte Verbindung.

Die Schauspieler sind sich für keine Verausgabung zu schade. Mit unermüdlicher Spielfreude toben sie über die Bühne und stellen immer wieder neue Figuren dar, die sich am Rand des Nervenzusammenbruchs befinden. Auf der Bühne ereignet sich eine Materialschlacht: Möbel werden demoliert, Essen umgekippt, Getränke verspritzt. Nicht zu vergessen ist ein älterer Mann, dessen Kleinarbeit per Kamera auf eine Leinwand übertragen wird. Er ist damit beschäftigt, mit der Nähmaschine historische Porträtfotos zusammenzunähen. Vaterfiguren sind allgegenwärtig, aber immer auch Kinder ihrer Zeit: Väterchen Stalin, Landesvater Strauß, Wirtschaftsvater Schleyer, Oberhirte Ratzinger. Hier wächst zusammen, was nicht zusammengehört. Oder doch?

Robert Borgmann erweist sich als außergewöhnliches Talent. Seine Inszenierung hält das extrem fragmentierte Erzählen und die hohe Betriebstemperatur durch. Er arbeitet mit Mitteln, die Frank Castorf perfektioniert hat. Aber Borgmanns Inszenierung ahmt nichts nach, sondern erfindet etwas Eigenständiges. Nach eineinhalb Stunden voll überbordender Phantasien kriegt er die Kurve zu einem Finale, das dem Thema angemessen ist. Walter setzt seinen Vater allein durch die Kraft der Sprache außer Gefecht. Marek Harloff macht deutlich, dass der Sohn jetzt so hilflos ist wie nie. Denn ob Väter und Familie eher Fluch oder eher Segen bedeuten: Ohne sie geht es nicht.

Philipp Mittermieser

radikal ich #6

Der Begriff „Genie“ gehört zu den Kennwörtern deutscher Ideologie. Der Titel eines 1786 erschienenen Werkes lautet ÜBER DAS GENIE; ALS EINE SEUCHE UNSERER TAGE, was diese Kolumne auch für einen passenden Buchtitel für das Jahr 2011 hielte. Das Genie – was ist es und woher kommt es?

Zum einen kann es ein Intelligenzquotient über 145 sein, zum anderen – und das ist viel spannender – ein Mensch mit enormer Schöpfungskraft, die auf Kreativität, Intuition und Fantasie beruht, es kommt vom lateinischen „genius“, was Erzeuger bedeutet.

Der Begriff steht für einen Kult. Einen Kult, der dafür steht, dass der Künstler ein Geheimnis hat, hinter dem künstlerischen Produkt ein Mysterium steckt, der Künstler selbst ein Mysterium ist, er alles aus sich selbst heraus schöpft und dabei im besten Falle auch noch leidet. Denn nur der Schmerz kann gebären und Neues, wirklich Neues erschaffen. Zitate oder, wie manch verqueres Hirn auch dazu sagen könnte, Geklautes, kommen nicht vor in der Realität des „wahren Künstlers“. Es wäre seiner unwürdig, unmöglich, geradezu erniedrigend für ihn.

Der Künstler wird verklärt, muss herhalten für die Außerordentlichkeit, die der 08/15-Bürger für sich sucht. Verehrer finden sich anscheinend nur, wenn es um keine normale oder handwerkliche Leistung geht, sondern nur, wenn es sich um etwas Unnormales, ja fast Krankhaftes dreht. Der Mythos von Genie und Wahnsinn wird bedient. Das hat uns wieder einmal die Romantik eingebrockt, so wie sie uns vieles eingebrockt hat. Ganz unterbewusst steckt die Sehnsucht nach dem Genie, der wahren Freundschaft und der wirklichen Liebe in uns. Die Romantik hat uns allesamt versaut – uns aufgeladen mit Gedankengut, einer Ideologie, der wir Menschen nicht gerecht werden können. Umso mehr muss die Devise heißen: Lest Safranski! Vergesst, wonach ihr euch seht.

„Künstler ist, wer Musik, darstellende oder bildende Kunst schafft, ausübt oder lehrt.“ Nicht mehr und nicht weniger.

Florian Fischer



Radikal igelig

Foto: Archiv

Jugend!

Es war zum Verzweifeln. Da weist das Festival „radikal jung“ schon im Namen stolz auf seine jugendliche Ausrichtung hin – doch im Foyer, in den Aufführungen und Publikumsgesprächen am Volkstheater sah man Jahr für Jahr dieselben alten Gesichter. Erst dieses Mal scheinen die dezenten Versuche der Organisatoren, das ältere Publikum fernzuhalten, etwas gefruchtet zu haben. Unverdrossen strömt auch die Jugend ins Theater. Offenbar ist auch hier endlich der positive Trend aus Politik und Sport angekommen: Junge Wilde begehren gegen müde Altstars auf.

Warum jahrelang nichts unternommen wurde, liegt auf der Hand: Das offene Ablehnen älterer Zuschauer ist heikel. Das böse Wort Altersdiskriminierung drängt sich auf. Doch gibt es auch Altersgrenzen, die weitgehend widerspruchslos akzeptiert werden: Arbeitsverhältnisse werden derzeit spätestens mit 65 Jahren beendet. Fernsehzuschauer mussten sich daran gewöhnen, dass sie ab 50 nicht mehr zur werberelevanten Gruppe gehören. Selbst bei Gesellschaftsspielen sind nur Spieler von 9 bis 99 Jahren zugelassen, jeder 100jährige hat das Nachsehen. Warum also sollte das Theater auf eine Obergrenze für das Alter der Zuschauer verzichten?

Einige Erfahrungen dieses Jahres weisen bereits in die richtige Richtung. Die Einrichtung schwer zu findender Sonderspielstätten sollte ausgeweitet werden. Genialisch war auch die Idee, unleserliche Übertitel einzusetzen, ohne die ein Verstehen des Stücks nicht möglich ist. Auch Discosongs der 90er vertrieben einige Zuschauer. Aber warum hat man die Partymusik eigentlich an den Abschluss der Abende gesetzt? Immer gleich am Anfang zwei Stunden Kafkas Orient Express oder DJ Ipek – noch mehr Ältere würden sicher auf ihren Besuch verzichten. Wenn diese Maßnahmen nicht fruchten sollten, könnte man zur Not immer noch erwägen, an Menschen über 40 generell keine Eintrittskarten mehr zu vergeben. Oder höchstens dann, wenn sie bei der Aufführung nachweislich in Begleitung eines wesentlich jüngeren, im Idealfall Minderjährigen, auftauchen. Selbst dann ließe sich aber wohl nicht verhindern, dass bei mancher Inszenierung auch ein junges Publikum am Ende ganz schön alt aussieht.

Marius Nobach

Funzeln

Aus, vorbei, Epochenwechsel. Japan liegt in Trümmern und in Sachen Strahlungswerte ganz vorne. Auch Deutschland ist und zeigt sich davon betroffen. Wohin mit unserer uneingeschränkten Solidarität, wir hatten ja eben noch Demokratiebewegung in Ägypten und französische Bomben auf Libyen.

Für Japan haben wir Sympathien, und gegen Atom haben wir Bepper, Buttons, Twibbons: „Atomkraft, nein danke“, schmunzelt die rote Sonne, die am 1. Mai ihren 36. Geburtstag feiert (Alles Gute vorab, Du Smiley der energiepolitischen Besinnung!). Sie wusste: Steter GAU höhlt den Stein. Irgendwann würde man Fakten schaffen.

Nun ist's soweit. Man wird Isar I und II und dem „radikal jung“-Sponsoren E.on die 75 Prozent Eigneranteil abschalten. Man wird ihnen Brokdorf, Grohnde und Krümmel vom Netz nehmen. Man wird ihnen Heyden ent- und abreißen, denn auch die Schwarzkohle ist des Teufels. Man wird die Tagebaugebiete in Baggerseen verwandeln und mit Blumenwiesen umrahmen. Im Volkstheater werden die Lichter ausgehen. Anstatt E.on hat sich nun der Fachverband Biogas e.V. aus Freising als Sponsor eingekauft, und auf dem Nockherberg stehen drei Windräder, die jegliches Derblecken übertönen. Es hilft nichts – zu wenig Strom!

Wir werden beim „radikal jung“ 2012 mit Tranfunzeln im biogasig müffelnden Volkstheaterdunkel hocken, wir werden uns aktuelle Stücke über Demokratiebewegungen anschauen. Sie werden mit Stücken über die Atomkalypse konkurrieren. Bastian Kraft wird wieder mit Edgar Allan Poe reüssieren: THE PREMATURE BURIAL – das vorzeitige Begräbnis. Sehr sparsam, nur ein Schauspieler, spielt unter der Erde. Angesichts unterbestromter Licht- und Tontechnik ein heißer Anwärter auf den Preis in der Kategorie „klimaneutrales Theater“.

In der Jury wird Daniel Küblböck sitzen, der mehr durch Solaranlagen als durch künstlerische Leistung zu Reichtum kam. Auf dem Diskussionspodium werden zwei Männer aus einem Loriot-Trickfilm thronen und der Mops, der „hoo-ho-hoh“ macht, was sogleich Vorwürfe nach sich zieht: „Solche Äußerungen heizen die Diskussion wieder ganz unnötig an!“ „Bello hat das Recht, über Atomstrom zu sprechen wie ein Politiker“, lautet die Erwiderung. In der letzten Reihe sitzt ein E.on-Vertreter voller Wehmut und weint still.

Marko Pfingsttag